



Nr. 241:

Samstag, den 14. Oktober 1903.

20. Jahrgang

Flüchtiges Glück.

Roman von Clarissa Kohde.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Kathi hatte den runden Strohhut abgenommen, das Mondlicht wand einen Strahlenkranz um ihr blondes Haupt. Befangen, die Augen gesenkt, so sah sie dem mit eingezogenen Rudern ganz in ihren Anblick sich Vertiefenden gegenüber.

Ihr war ängstlich zu Mut, denn immer weiter kamen die anderen ihnen voraus.

„Wollen wir nicht rascher rudern?“ bat sie leise, ohne aufzublicken.

Ein spöttisches Lächeln, dasselbe Lächeln, das Gilly so unangenehm berührt hatte, umzuckte für einen Moment seine Lippen: „Fürchtet sich meine holde Taube?“ fragte er, sich zu ihr neigend, während seine Augen mit heißem Verlangen ihre zarte Gestalt umfingen, und ehe sie's zu wehren vermochte, brannte ein Kuß auf ihrem Handgelenk.

„Herr Markwald!“ rief sie beklommen hervor, er aber achtete nicht ihrer schüchternen Abwehr.

„Du süßes, süßes Geschöpf“, beulte er in Leidenschaft. „Ahust Du denn nicht, was der Grund dieser ganzen Komödie war, die ich heute spielen mußte, nur, um zu Dir zu gelangen, um Dir sagen zu können, was Du ja schon wissen, schon fühlen mußt, daß ich Dich liebe, — liebe!“

Er suchte sie an sich zu ziehen, mit jähem Erschrecken fuhr sie zurück, sodaß der Nachen bedenklich ins Schwanzen geriet.

„Törin, holde kleine Törin“, rief er. „Willst Du, daß die Fluten uns beide verschlingen?“ — Und wär's auch Wonne, mit Dir vereint zu sterben, köstlicher ist's doch, mit Dir zu leben!“

Wie Blut durchzitterte die heiße Sprache der Leidenschaft das fast noch kindliche Mädchen, Flammen erweckend, die bisher tief ihr im Busen geschlafen. — Auf's höchste ergriffen, beschämt, verwirrt, sie larg das Gesicht in den Händen und brach in Tränen aus.

„Führen Sie mich heim, ich flehe Sie an.“

„Nicht ehe Du mir gesagt hast, das Wort, das ich mit allen Fibern meines Herzens ersehne, das süße, aus Deinem jungfräulichen Munde doppelt süße Wort: ich liebe Dich!“

Sie antwortete nicht, — noch immer flossen ihre Tränen.

„Willst Du mein — mein werden, Du süßes, angebetetes Geschöpf?“ bat er schmeichelnd.

Noch näher neigte er sich zu ihr, ihren Blick suchend.

„Sage ja!“

Ein wenig hob sie schon die Lider:

„Und wenn ich ja sage?“

„Dann komme ich morgen, und werde bei Deinem Vater um Deine Hand werben! Und zum Herbst führe ich Dich als mein junges, geliebtes Weib auf mein Schloß in Gmunden.“

„Und wenn ich nein sage?“

Ueber ihr reizendes Gesicht flog es wieder wie ein Zug der gewohnten Schelmerei.

„Grausame, die erst beglückt, um dann doppelt zu vernichten. Dein Nein heiße für mich Tod — Tod der Seele, wenn auch nicht des Leibes. Denn seit dem Augenblick, da ich Dich zuerst gesehen, war meine Seele nicht mehr bei mir. Du hast sie mir

geraubt, und nur Du kannst sie mir wiedergeben. — Aber Du sagst nicht nein, dazu hast Du ein viel zu gütiges Herz!“

Und sie sagte nicht nein. —

Als Sie eine Stunde später am Stege ihres väterlichen Hauses anlegten, war alles bereits zwischen ihnen entschieden. Er hatte ihr Jawort erhalten: Gilly war schon einige Minuten vor ihr zurückgekehrt und harrete bereits ihrer am Ufer. — Markwald hob Kathi aus dem Boot, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand und sprang, gegen Gilly formell den Hut lüftend, wieder in das Fahrzeug zurück, mit raschem Ruderschlag davonfahrend.

„Kathi“, fragte die Schwester, besorgt den Arm um die hastig dem Hause Zueilenbe schlingend, „Du bist erregt, — was ist geschehen? — sage es mir.“

Kathi wahrte hastig ab:

„Nicht jetzt, Gilly, — nicht jetzt! Laß mich, ich bitte Dich — Du sollst ja alles erfahren, nur nicht gleich, — nicht jetzt!“

Vor der Tür des Hauses warteten Professor Reinfeld und Hans Gumbacher schon ungeduldig der Heimkehrenden:

„Nun, das muß ich sagen“, rief der Professor scherzend den Töchtern zu: „Ihr versteht es, eure Freiheit auszunutzen. So lange Mondscheinpartien auf dem Wasser! — Aber schön ist es heute, — ich und der Hans, wir haben den köstlichen Abend auch voll genossen. — Jetzt aber leiden wir Hunger und Durst, — sorgt dafür, daß unser lieber Gast bald den Tisch gedeckt findet.“

Der junge Maler trat lächelnd mit ausgestreckten Händen auf die Schwestern zu. — Kathi legte nur zögernd ihre Hand, die wie im Fieber brannte, in die seine — Gillys Blick haftete einen Augenblick bewegt in den freudig erregten Zügen des Freundes. — „Wie bald wird sich ein Schleier über diese Freude bereiten?“ dachte sie. Dabei fiel ihr unwillkürlich der Gegensatz in der äußeren Erscheinung der beiden Verehrer der Schwester ins Auge. Markwald, der vornehme, weltgewandte Kavaliere, in allen Künsten Frauenherzen zu gewinnen gewiegt, Hans Gumbacher, eine untersehte edige Bauerngestalt, ohne jede gesellschaftliche Form, doch ehrlich und voll warmen Gefühls, das auch aus den wenn nicht schönen, so doch angenehmen Zügen sprach. Daß ihrer so viel aufs Äußere gebenden Schwester in ihrer Unerfahrenheit ein Mann wie Markwald besser gefallen mußte, als der unscheinbare Hans, schien ihr natürlich, — und doch, was hätte sie darum gegeben, wenn dieser vornehme Norddeutsche nicht in ihre Idylle als Störenfried hineingefallen wäre. Alle ihre lang gehegten Pläne für die Zukunft ihrer geliebten Kathi schienen damit auf einmal zu scheitern.

„Ist Fräulein Kathi nicht wohl?“ fragte Gumbacher, als diese, sich rasch von ihm losmachend, ohne ein Wort zu sagen, dem Hause zueilte. „Ihre Hände fühlten sich so heiß an.“

„Ich fürchte es fast“, entgegnete Gilly ausweichend. Sie hatte in ihrem Innern so viel Mitleid mit Hans, — und überlegte, wie sie ihm die Wahrheit am wenigsten verlegend mitteilen könne.

Kathi ließ sich beim Wendessen entschuldigen, sie habe Kopfschmerzen und sich daher früh niedergelegt. Jetzt wurde auch der Professor aufmerksam.

„Was hat nur das Mädel?“ wandte er sich fragend an Cilly. — „Vorhin noch ganz munter, und jetzt auf einmal Kopfschmerzen? — Hat sie sich am Ende gar auf der Wasserrfahrt erkältet? — Aber sie ist ja eigentlich eine völlige Wasserratte hier geworden, liegt den ganzen Tag auf dem Wasser — da müßte sie's doch gewöhnt sein.“

„Das ist's auch wohl nicht, Papa“, entgegnete Cilly nach einigem Bedenken. — „Sie fuhr allein mit Herrn Markwald und kam auf's äußerste erregt hier an.“

Der Professor blickte auf.

„Doho, Cilly —, was willst Du damit sagen?“ stieß er etwas unwirsch hervor, mit einem Blick auf Hans, der ganz bleich und still auf seinen Teller niederschaute.

„Dah ich glaube, Papa, Herr Markwald hat ernstlich Feuer gefangen, — und ich fürchte fast — Kathi auch.“

„Kathi auch? — Das wäre — Aber es ist ja Unsinn, Kinder“, beruhigte er sich gleich wieder selbst. — „Ein Mann, wie dieser Markwald, ein Arztes, wie Pöcher mir erzählte, dem die ganze Welt offen steht, wird sich Hals über Kopf in solch junges Ding wie unsere Kathi verlieben! — Das sind Mädchenphantasien.“ — Er bat Kathi ein wenig den Hof gemacht, was ja jeder tut, der ihr begegnet — solch' holdem Kinde gegenüber nur zu natürlich! —

„Und wenn's doch nicht nur Phantasien wären, Papa —, wenn Kathi sich wirklich für den Fremden interessierte?“

„Antworten, Kind, abwarten.“ — Heute werden wir uns doch nicht den Abend dadurch verderben lassen? — Kopf oben, Hans“, wandte er sich ermunternd zu dem noch immer Schweigenden. „Wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht ist. — Noch ist ja nichts verloren.“

Hans suchte zu lächeln. — Er machte dem verehrten Meister nicht das Herz noch schwerer, wie es vielleicht schon infolge von Cillys Mitteilung war. — Aber in rechte Stimmung kam doch niemand mehr, und früher als sonst bot man sich eine gute Nacht. Der Professor zog sich zuerst zurück, Cilly und Gungbacher wandelten noch einige mal im Garten auf und ab.

„Seien Sie ganz offen mit mir, Cilly“, bat er, des jungen Mädchens Hand ergreifend: „Ist wirklich etwas ernstliches geschehen? — Muß ich von meiner Liebe scheiden?“

Cilly fühlte, wie seine Hand bebte. Mitleidig blickte sie zu ihm auf.

„Ich fürchte ja, Hans!“

„Also wirklich?“

Wie ein Schrei bitterster Qual löste es sich aus seiner Brust:

„Dieser fremde Mann hat also in wenigen Stunden davongetragen, worum ich Jahre lang geworben?“

„Leider — leider“, sagte sie traurig.

Aufföhnend deckte er die Hand über die Augen. „Und ich habe sie so geliebt, — alle meine Gedanken, mein Streben, all mein Sehnen und Denken drehte sich nur um sie. — O, Cilly, es ist bitter.“

„Sie ist noch zu jung, um den Wert einer Liebe, wie die Ihre, Hans, schätzen zu können.“

„Und er“, fuhr er fort, Cillys Hand auf's neue ergreifend und stürmisch pressend, „der Glückliche, der den Sieg über mich errungen, glauben Sie, daß er wirklich Garantien für Kathis Glück bietet?“

„Wer kann das wissen?“ entgegnete sie ausweichend.

„Im Sturm hat er um sie geworben, im Sturm ihr Herz erobert, — ob ein so schnell aufblühendes Feuer Liebe zu nennen?“

„Nein, nein“, rief er stürmisch, „und tausendmal nein. Die rechte echte dauernde Liebe, auf der sich ein festes Glück aufbauen läßt, ist das nicht! — Ein Rausch ist's, der verfliegen kann, verfliegen wird, wenn inneres Verständnis den rasch geknüpften Bund nicht festigt.“

„Lassen Sie uns das beste hoffen“, bat Cilly leise, „und noch eins, Hans, tragen Sie's dem Vater nicht nach, daß Ihre Hoffnungen auf ein näheres Band mit ihm zu Scheitern gingen. Er hängt an Ihnen, und wird, wenn unser Liebling vielleicht bald schon von uns gehen sollte, doppelt Ihrer bedürfen.“ —

Er nickte ihr ernst zu.

„Seien Sie unbesorgt, für Sie und den teuren Meister bleibe ich für das Leben derselbe. Nur Zeit müssen Sie mir lassen, mich wieder zu finden, des Schmerzes über die Zerstörung meiner süßesten Hoffnungen Herr zu werden. — Deshalb Cilly — bitte ich Sie, entschuldigen Sie mich bei Ihrem Vater, wenn ich ganz still wieder verschwinde.“

„Wie, Sie wollen fort?“

„Glauben Sie, ich könnte es ertragen, Zeuge eines Glückes

zu sein, das mir über das eigene Herz hinweggeht? Nein, Cilly, das vermag ich nicht, das ginge über meine Kräfte.“ —

Sie senkte den Kopf:

„Ich begreife — doch wann sehen wir Sie wieder?“

„Wenn ich ruhiger geworden bin, und alles hier vorüber ist.“ —

Sie sagte nichts mehr. Noch ein rascher Händedruck, dann suchte jedes, das Herz zum bis Zerspringen voll, sein Zimmer auf.

4.

So wenig der Professor anscheinend auf die Worte Cillys über die Absichten Markwalds gegeben, hatten sie ihm doch eine schlaflose Nacht bereitet. — War es ihm bisher doch noch garnicht in den Sinn gekommen, daß sein Lieblingskind, seine Kathi, sobald schon von ihm genommen werden könne. Daß sie einmal heiraten solle, betrachtete er als etwas Selbstverständliches; doch dieser Zeitpunkt schien ihm noch in weite Ferne gerückt. — Und wenn er daran gedacht, war es immer Hans Gungbacher gewesen, der ihm als künftiger Gatte seiner Kathi vorgeschwebt hatte. Das hieß aber für ihn keine Trennung von seinem Kinde, sondern womöglich noch ein engeres Zusammenleben und Streben, da Hans ihm künstlerisch wie seelisch jetzt schon wie ein Sohn nahe stand. — Anders wenn dieser fremde Mann sie ihm entführen sollte. — Dann wurde ihm sein süßes Kind von der Seite gerissen, er verlor ihre holde Nähe, das Glück täglichen Verkehrs mit ihr. — Das wäre bitter, sehr bitter! Aber hatte er das Recht, gegen eine Verbindung mit Markwald Einspruch zu erheben, wenn Kathi sie wünschte, wenn ihr Herz, wie Cilly meinte, für ihn sprach? Die Welt würde eine solche Verbindung als ein großes Glück für seine Tochter preisen, sie läme dadurch nach allem, was er über Markwald gehört, in Verhältnisse, die sie für alle Zeit in eine Sphäre des Glanzes und Reichtums erheben würde, wie sie es sich in ihren Kinderträumen ersehnt hatte. Ja, wenn Glanz und Reichtum immer auch Glück bedeuteten! Und dennoch — wie durfte er der Erfüllung ihrer Wünsche entgegenzutreten? Konnte sie ihn denn dereinst nicht egoistisch scheitern, daß er, nur um sie nicht von sich zu lassen, ihr Glück, oder doch das, was sie dafür hielt, verhindert habe? — Mit schwerem Kopfe und bedrücktem Sinne erhob er sich am andern Morgen. — Und seine Stimmung verbesserte sich nicht, als er beim Frühstückstisch sich mit Cilly allein fand. Kathi sowohl wie Gungbacher ließen sich entschuldigen.

„Natürlich!“ brummte der Professor unmutig. „Der gestrige Tag hat mir alle Freude verdorben, alle.“

Gegen elf Uhr kam Markwald von Stadt herüber, und ließ sich durch Babette beim Professor melden.

Das alte Mädchen strahlte vor Glück, wußte sie doch, daß der elegante vornehme Herr als Freier für ihr liebes schönes Fräulein kam. Der Professor aber zog die Stirn kraus und empfing den Eintretenden mit großer Gemessenheit.

Der verwöhnte Millionär war etwas stuhig, als ihm, vor dem sonst alle Türen aufstiegen, der, wo er auch angelockt hätte, mit Jubel empfangen worden wäre, jetzt von dem Vater des Mädchens, das er zu seiner Gemahlin erheben wollte, einem Künstler ohne Vermögen, bedeutet wurde, daß er seine Tochter eigentlich noch zu jung, die Bekanntschaft mit ihr zu kurz fände, um so ohne weiteres seine Einwilligung geben zu können. — Sie sollten sich beide erst prüfen — eine Bedenkzeit festsetzen. — Markwald wurde sehr rot.

Was dachte der Mann? Hier auf der einsamen Fraueninsel als schwachtender Bräutigam eine lange Wartezeit hinbringen, wohl gar in steter Gesellschaft von Vater und Schwester, welcher letztere ihm besonders unsympathisch war — nein, dazu konnte ihn selbst die reizende Kathi nicht vermögen. Am liebsten hätte er sie gleich in die Arme genommen und wäre mit ihr fortge-eilt, in die weite Welt, an irgend einen stillen Ort, fern von allen neugierigen Augen, um das erste Glück des Besizes dieses lieblichen unschuldigen Kindes voll auszukosten. Aber da das nicht anging, dachte er nur daran, die Zwischenzeit bis zur Hochzeit so kurz als möglich zu bemessen.

„Verzeihung, verehrtester Herr“, entgegnete er daher, die ernststen Worte des Professors mit einer leichten Handbewegung zurückweisend, „wenn ich gegen diese gewiß sehr berechtigten Wünsche doch ein entschiedenes Veto einzulegen gestatte. Sie vergessen, daß ich kein Jüngling mehr bin, sondern ein Mann, der in der Mitte des Lebens steht. Einem Jüngling mag solche Prüfungszeit auferlegt werden, bei mir wird Ihnen das Verlangen berechtigt erscheinen, so rasch als möglich über alle Formalitäten, die nun einmal zum Bunde zweier Herzen notwendig sind, hinwegzukommen. Ueberdies, wozu noch zu prüfen, da ich das Glück hatte, schon gestern von Ihrer Tochter das Jawort zu erhalten?“

Der Professor sah sehr überrascht aus. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Schere.

Skizze von Maria Hellmuth.

(Nachdruck verboten.)

„Hier ist die Schere, Madamen; sie kost' zwanzig Pfennige.“ Der alte Scherenschleifer schiebt seine Gestalt langsam durch die geöffnete Korridortür und reicht der dort stehenden blassen Frau eine Schere entgegen. „Die ist wohl schon recht alt?“ sehte er fragend hinzu.

„Ja, sehr alt, bald zwanzig Jahre,“ ist die in müdem Ton gegebene Antwort.

„Na, dann legen Sie sich man 'ne neue zu,“ schmunzelte der Alte.

„Nein, ich laufe keine andere mehr.“ Wie abweisend und herb dies klingt!

Der gemüthliche Schleifer sieht erstaunt auf.

„Na, denn nicht!“ sagte er da. „Ich hab' auch diese so scharf gemacht, daß einer sich die —“ er fährt mit dem Rücken der Hand unter seinen struppigen Bart — „durchschneiden kann, wenn er grad' Lust dazu hätt.“ Er belachte seinen rohen Witz und trollte davon.

Mit entgeistertem Ausdruck in dem todbleichen Gesicht starrte ihm die Frau nach. Was sagte der Mann? — Daß er die furchtbaren Gedanken, die immer und immer wiederlehren, von ihrem Gesicht abgelesen? Fast taumelnd geht sie in das Zimmer zurück und sinkt mit leisem Stöhnen auf einen Stuhl am Fenster nieder, während sie mechanisch die Schere vor sich auf die Nähmaschine legt. Aus den grauen Augen, die in dem bleichen, verhärten Gesicht unnatürlich groß erscheinen, leuchtet ein irres Feuer, — sie bliden starr nach der Schere. Als gehe von dem blanken Stahl ein magnetischer Funke aus, so fest haften sie an demselben.

Ja, sie ist sehr alt, die Schere! Neunzehn Jahre zählte sie, als man sie ihr schenkte. Ein müdes Lächeln umzuckt den kleinen, wohlgeformten Mund. O, damals und jetzt! — Damals voll Hoffnung, Glauben und Vertrauen, — heute am Ende! Müde, ach so entseßlich müde von dem harten, erbramungslosen Kampf um das Dasein!

Zwar auch damals hatte sie geseufzt und die Berechtigung zu haben geglaubt, sich unglücklich zu nennen, und doch, wie viel glücklicher war sie, wie heute! — Wohl war sie arm, die älteste von vier Geschwistern. Der Vater tot und die Mutter nicht imstande, sie allein durchzubringen. Da sollte sie zum Unterhalt beisteuern. Nach Reigung und Wunsch wurde nicht gefragt, nur danach, was am schnellsten Verdienst sichere. So mußte sie schneiden lernen. „Eine tüchtige Schneiderin wird immer verlangt“ hatte der Vormund diktorisch gesagt, und die herzensgute, aber schwache Mutter gab nach, trotz Bitten und Tränen der Tochter. Sie liebte die Musik leidenschaftlich, zeigte auch viel Begabung. „Brotlose Kunst!“ hieß es einfach, und so saß sie denn, nähte und stickelte ein Kleid nach dem andern. — Doch die Gedanken hatten viel Spielraum dabei, — die bauten ein Lustschloß nach dem andern. — Es konnte ja nicht immer so bleiben, einmal mußte es doch ein Ende nehmen dies geisttötende Nähen tagaus, tagein und damit auch die Demütigungen, wenn die früheren Freundinnen „die Schneiderin“ nicht mehr kennen wollten. Einmal würde ja wohl die sehnsüchtige Hoffnung ihres jungen, schwärmerischen Herzens gestillt werden, auch ihr ein Frühling voll Liebe und Glück blühen. So träumte sie! — Dann war sie neunzehn Jahre alt geworden und eine vornehme Dame, die sich immer sehr gütig gegen sie zeigte, brachte ihr als Geburtstagsgeschenk eine schöne, große Schere.

„Ich habe bemerkt, wie Sie sich mit der alten, schlechten mühen,“ sagte sie dabei, „da bringe ich Ihnen eine bessere.“

Erstaunt, fast erschreckt hatte sie die Schere angeschaut. — War das vielleicht ein Omen, daß sie doch nicht loskommen werde, von der so verhassten Schneiderei? Und als hätte die Dame ihre Gedanken gelesen, sehte sie in ihrer milden Art schnell hinzu: „Es soll damit ja nicht gesagt sein, daß Sie sich noch lange mit dem nicht leichtem Broterwerb quälen müßten, im Gegentheil, ich wünsche Ihnen, es möge Sie bald ein braver Mann heimführen und Sie könnten sich mit dieser Schere die eigene Ausstattung zuschneiden. Sie sind heute ja wohl neunzehn Jahre, das ist ein schönes Alter zum Heiraten. — Ich selbst habe auch einmal von 19 Jahren Hochzeit gemacht.“ Sie plauderte dann immer weiter, wie sehr sie ihren Gatten geliebt und wie glücklich sie gewesen seien, bis der Tod sie getrennt habe. Und wenn auch wohl mal ein Leid an sie herangetreten, hätten sie in ihrer gegenseitigen Liebe doch allem leichter widerstanden und,“ so schloß sie, „wünsche ich auch Ihnen einen baldigen Liebesfrühling.“

Die bleiche Frau nickte vor sich hin. Wie hatte damals ihr Herz gepocht! Und wie anders hatte sie nun auf einmal die Schere betrachtet, mit der sie sich vielleicht bald ihre Ausstattung zuschneiden werde. — — —

Allerdings verging noch manches Jahr, ehe es so weit kam. Manch Seufzer entfloß der jungen Brust, wenn die Finger die Schere umspannten, um nach wie vor Kleider zuzuschneiden. Die Geschwister waren inzwischen herangewachsen, die Brüder aus dem Hause, die Schwester konnte schon mithelfen. So wurden die Sorgen kleiner und dennoch war sie nicht froh. Sollte sie denn immer weiter stickeln? —

Und dann kam es — das große Glück, nach dem sie sich unbewußt gesehnt alle Zeit! —

In der Gestalt eines jungen Kaufmanns war es ihr entgegengetreten. Ein auffallend schöner Mann, von bezaubernder Lebenswürdigkeit, lenkte er die Aufmerksamkeit aller jungen Mädchen des kleinen Städtchens auf sich. Jede zeigte ihm ihr Wohlgefallen. Er lächelte geschmeichelt, wenn er es bemerkte, doch seine heißen Blicke suchten nur die arme, sonst so wenig beachtete Schneiderin. Sie allein erfreute sich seiner Huldigung, als ein Zufall sie auf einem zwanglosen Walsfest zusammenführte. — Und sie selbst? Ihr ganzes unentweihbares Herz flog ihm entgegen. Sie dachte, sie empfand nichts, als ihn — ihn allein.

Und als er dann eines Tages zu ihr sprach, Worte voll Zärtlichkeit, voll veranschender, heißer Liebe in ihr Ohr flüsternd, da schien es ihr, als verstände ihr Herz die Seligkeit nicht zu fassen. — Ihr ganzes Wesen war verklärt, gehoben durch das große Glück, — und fromme Gebete stiegen zum Himmel auf, daß es ihr erhalten bleibe! —

Und nun zerschneit sie wirklich mit der geschenkten Schere die Leinenstücke; sie nähte und stickte Tag und Nacht, doch mit wie andern Empfindungen, als sonst! Sie mußte sehr fleißig sein, denn ihr Verlobter wünschte bald Hochzeit mit ihr zu feiern. Er hatte in der Hauptstadt eine gute Stellung angenommen und wollte sie gleich mit sich nehmen.

Es gab auch Kleider, die ihr das Glück nicht gönnten. So wählte sie wenigstens, wenn man ihr schlechte Dinge von ihm erzählte, daß er leichtsinnig und sehr flott lebe. Sie beachtete derartige Reden gar nicht, sondern lauschte nur seinen Liebesworten, die das schönste Zukunftsbild entwarfen — voll schrankenlosestem Vertrauen sah sie zu ihm auf. Die rosigen Zukunftsträume erfüllten sich. Wie traut war das neue Heim, zu dem sie beide zugezogen. Dann wurde unter Scherzen von seiner Seite und heimlicher Genugthuung ihrerseits die Schere in Seidenpapier eingewickelt und — „das Symbol ihrer Vergangenheit dem Schoße der Vergessenheit anheimgegeben!“ so sagte er neckend. Zum Hausgebrauch genügte auch eine kleinere.

Die bleiche Frau sieht starr nach der Schere. Ein Strahl der untergehenden Sonne fällt darauf, sie flimmert wie Silber. — Mechanisch zieht die schlaute Hand sie näher. Was liest sie weiter ab? —

Ist es Glück oder Leid? —

Nein, Glück, noch immer Glück! Sie leben so gut zusammen, wenn auch bescheiden, doch so froh und so lieb und treu. — Und das Glück wird größer, als sie eines Tages heimlich, ganz heimlich die Schere wieder hervorholt und eifrig schneidet. Nur ganz kleine, winzige Säckchen sind es, und wenn jemand in das Zimmer tritt, werden sie versteckt. Doch sie ist selig, und fromme Segenswünsche werden mit Hineingewandt in die zierlichen Gegenstände.

Die Hand der Frau bedeckt die Augen, als sähe sie besser so das traute Bild: Sie beide, als Vater und Mutter über eine Wiege gebeugt und darin ein kleines hilfloses Wesen. — Nun muß sie ihre Liebe teilen! Aber es scheint ihr, als hätte sich dieselbe verdoppelt, so innig liebt sie jetzt den Mann und das Kind! — — —

Da kam der erste Schlag! Ihr Mann verlor seine Stellung. „Einer lächerlichen Differenz wegen zwischen dem Chef und ihm,“ so sagte er ihr. War auch ihr Schreck zuerst groß, so fand sie schnell das gläubige Vertrauen wieder. Bei seinen Fähigkeiten mußte ihm ja leicht eine neue Stellung werden, und bis dahin reichten wohl die kleinen Ersparnisse. Und wenn nicht? — Nun im Notfall verstand sie ja zu arbeiten. —

Das Kleinkind war schon zwei Jahre alt, also aus dem Größten heraus, wie man zu sagen pflegt, da ließ es sich schon machen, daß sie zuverdiente.

So wurde es denn auch; denn ihr Mann fand so leicht kein passendes Engagement, wie sie es erwartet. Und bald stand sie wieder, wie einst, hatte die große Schere hervorgeholt und schnitt Waschkostüme zu. Auf eine Annonce hin war sie

in ein Geschäft gegangen und hätte auch gleich Arbeit erhalten.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber Tierbilder auf Briefmarken veröffentlichte Keith Hardie in einem amerikanischen Blatte eine fesselnde Plauderei: „Pflanzen- und Tierreich.“ schreibt er, „böten als Bilderschmuck für Briefmarken eine reiche Ausbeute, die immer noch zu wenig gewürdigt wird. Derartige Bilder sind lehrreich und fesselnd. Natürlich meinen wir nicht die fabelhaften Wappentiere, sondern Tiere, die für das betreffende Land besonders charakteristisch sind. Es handelt sich hier also um die Naturgeschichte der Briefmarken im engeren Sinne. Der Gedanke ist naheliegend und auch alt genug. Schon 1851 eröffnete Kanada den Reigen mit dem Bilde des Biber, jenes immer seltener werdenden, an vielen Orten bereits ausgestorbenen Säugetiers unter den Tieren, der durch seinen kostbaren Pelz einem Teil der Bewohner des Landes großen Reichtum verschafft. Im Jahre 1902 lieferte Kanada noch 50 000 Biberfelle. Seit 1854 weisen die Briefmarken von Westaustralien das schöne Bild des schwarzen Schwans auf. Es ist ein Prachtvogel, das in keinem Stück unserem weißen Schwan nachsteht. Eine andere englische Kolonie, Neufundland, hat seit 1866 Tierbilder auf ihren Briefmarken aufzuweisen. Die eine Briefmarke zeigt einen mit geöffnetem Maule und gekrümmtem Schwanz im Meere schwimmenden Dorsch oder Kabeljau. Auf einer zweiten Neufundländer Marke steht man seit 1897 zwei Boote mit Kabeljau-Fischern und als Unterschrift: „Fishing one of the colonies' resources“. In der Tat bildet der Kabeljau den Hauptreichtum der Insel. Fischer kommen aus aller Herren Länder nach Neufundland, um sich an dem ergiebigen Fang zu beteiligen, dessen jährlicher Ertrag auf 15 Millionen Dollars geschätzt wird. Eine andere Neufundländer Marke hat das Bild eines Seehundes, der auf einer Eiskalotte ruht. 1897 erschien in Neufundland wiederum eine Marke mit einem Tierbild, dem Kopf eines prächtigen Neufundländer Hundes. Diese Riesenhunde sind für das Land von höchster Bedeutung. Sie ziehen im Winter die schwerbeladenen Holzschlitten der Holzfäller meilenweit nach der Stadt St. John. Gelegentlich des Regierungsjubiläums der verstorbenen Königin Viktoria gelangte in Neufundland eine Reihe sehr hübscher Briefmarken zur Ausgabe, und auch hier waren es Tierbilder — eine Rote Seehunde auf einer von Eiskalotten umgebenen Meeresküste und eine Anzahl Schneehühner —, die das größte Interesse erregten. Auch Neufundwales ist nicht arm an Marken mit Tierbildern. Im Jahre 1888 gelangten allein drei solcher Briefmarken zur Ausgabe. Die eine stellt einen Emu oder australischen Strauß dar. Eine andere Marke trägt das Bild eines Keierschwanzes, eines Vogels, dessen Pracht nur vom Paradiesvogel von Neu-Guinea übertroffen wird. Der Keierschwanz ahmt, wie unsere Spottvögel, jedes Geräusch seiner Umgebung nach, das Knarren der schlechtgeölten Tür, das Rasseln der Ketten, das Krachen der Holzhäue, das Weinen kleiner Kinder, das Bellen der Hunde. Die dritte Marke der Jubelausgabe von Neufundwales zeigt ein Känguruh. Auf einer Marke von Tasmanien findet sich das Schnabeltier, ein Säugetier, das mit einem breiten Eulenchnabel und einem Viberschwanz versehen ist. Peru hat ebenfalls Tiermarken aufzuweisen; sie zeigen das Bild des Kamass. Die mittel-amerikanische Republik Guatemala wählte 1879 einen außerhalb des Landes wenig bekannten Vogel für ihre Briefmarke: es ist der farbenprächtige, mit fahnenartig verlängerten Steuerfedern versehene Quetzal, der nur die höheren Gebirgsgegenden bewohnt. Vor etwa zehn Jahren gab Borneo eine Reihe schöner Briefmarken aus, von denen einige ebenfalls Tierbilder zeigen, so einen Hirschkopf, einen Pfau und ein Krokodil, das drohend den Nachen öffnet und im Begriff ist, ins Wasser zu gehen. Dieses ostindische Krokodil (Gavial) ist übrigens den Menschen nicht gefährlich; es wird verehrt und ist dem Wischnu geheiligt. Im Jahre 1894 gelangten im „unabhängigen“ Kongopost sehr hübsche Briefmarken zur Ausgabe. Die ein Centimo-Marke zeigt einen in wildem Gestrüpp einherstreichenden, sehr schön ausgeführten Elefanten und im Hintergrund einen Neger, der aus etwas unwahrscheinlicher Ferne seinen Speer auf das Ungeheum schleudert. Das Tier mag bereits verwundet sein, wenigstens schwingt es drohend seinen Rüssel, und man sieht es förmlich brüllen. Das Bild des etwas kleineren, asiatischen Elefanten, dessen weißer Spielart göttliche Ehren erwiesen werden, findet sich auf mehreren asiatischen Briefmarken. Die Marken von Perak, einer der englischen Straits Settlements auf Malakka, zeigen, daß der Kornek nicht auf dem Rücken des Tieres, sondern auf der Halsbeuge sitzt. Mehrere asiatische Staaten verwenden das Bild des Tigers; bald sieht man die ganze Gestalt, bald nur den vorderen Teil des aus dem Dschungel hervorstürmenden Tieres, bald nur das Haupt. Das letztere erscheint auf der Marke von Pabang (Malakka); es sieht freilich gar zu gutmütig aus und hält die Mitte zwischen Hauskatze und — Ente. Das Kameel

findet man auf zwei Marken der französischen Stedlungen, beide weichen in Größe und Gestalt — Dreieck und Raute — von den sonst üblichen Briefmarken ab. Die Republik Liberia zeigt auf ihren Briefmarken das Bild des Flusspferdes. Die Republik Uruguay, das klassische Land der Rindviehzucht, führt auf einzelnen ihrer Postmarken ein Rinderhaupt. Sehr schön ist auch die nordamerikanische Marke mit dem Indianer, der einen Bison jagt. Der Bison, das wichtigste Jagdtier der Indianer, ist durch die eingewanderten Weißen nahezu ausgerottet. Im Jahre 1867 wurde gelegentlich des Baues der transkontinentalen Eisenbahn die letzte Hauptherde des Westens gewaltsam geteilt. Gegenwärtig bestehen nur drei wilde Büffelherden: etwa 80 Tiere in einer öden Wüstenei in Kanada, etwa 20 im Yellowstone-Park und ein kleiner Trupp in Kolorado. Die Vertretung des Tierreiches auf den Briefmarken ist, wie man sieht, keine allzu dürftige, aber es wäre trotzdem zu wünschen, daß noch mehr Tierbilder zur Verwendung kämen, da solche Briefmarken nicht nur geographische Kenntnisse vermitteln, sondern auch Land und Leute kennen lehren.

Gemeinnütziges.

Feigenwein. Experimente des italienischen Professors Papasogli haben gezeigt, daß die Feigen einen Wein ergeben können, durchaus keinen Krämer, sondern ein leichtes, wohl-schmeckendes Getränk. Der berühmte Wein der Skythen, von dem Plinius spricht, wäre nach der Meinung des Gelehrten nichts anderes, als das Ergebnis der Gärung von Feigen. Mit guten Früchten und bei Anwendung eines bestimmten Verfahrens erhält man ein Getränk, das etwas an Chablis und sogar an Cürner Weint erinnert. Der Feigenwein ist sehr reich an Phosphaten und arm an Gerbstoff und Säure, wodurch er sich besonders zur Nahrung für Kranke und Kinder eignet. Die Treber bilden ein vorzügliches Nahrungsmittel für Milchzähe, Kleinvieh und Geflügel. Den Alkohol der Feigen erhält man leicht zu 84 Grad, und man soll ihn ohne Rektifikation gebrauchen können. Während frische Feigen nur 20 bis 27 Prozent Zucker enthalten, enthalten die an der Sonne getrockneten Feigen, die sich für die Weinbereitung besonders eignen, 80 Prozent Zucker, wenigstens die Feigen aus den süditalienischen Provinzen.

Eine Professorengeschichte.

Robert Simson, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts als Mathematikprofessor an der Universität Glasgow wirkte, gehörte zu jenen verschwundenen Geistern, die so viel zur Erhellung der Menschheit beitrugen. Eine seiner Eigentümlichkeiten bestand darin, immer seine Schritte zu zählen, sobald er seine Junggesellenwohnung verließ. Selbst wenn ihn ein Bekannter ansprach, ließ er sich dadurch nicht in seiner Rechnung stören, sondern wiederholte laut die Nummer des zuletzt gezählten Schrittes. Als er eines Tages auf einem Spaziergang begriffen war, wurde er von einem Herrn angerebet, der ihn zwar von Ansehen kannte, aber nichts von der eigentümlichen Angewohnheit des Professors wußte. Der würdige Mathematiker hatte gerade seinen fünfhundertdreißigsten Schritt gemacht.

„Würden Sie so liebenswürdig sein, mir eine Frage zu beantworten, Herr Professor?“ fragte der Herr.

„Sehr gern, mein Herr; fünfhundertdreißig.“

„O nein, nur eine einzige Frage,“ sagte der höfliche, aber überraschte Frager.

„Jawohl, jawohl,“ bestätigte der Professor, „fünfhundertdreißig.“

„Sie sind wirklich so liebenswürdig,“ sagte der Fremde.

„Wie ich weiß, waren Sie mit dem verstorbenen Doktor Wilton sehr befreundet und um eine Streitfrage zu schlichten, wollte ich mich bei Ihnen erkundigen, ob es richtig ist, daß Doktor Wilton jeder seiner Richten in seinem Testament fünfhundert Pfund vermacht hat.“

„Ganz richtig,“ antwortete der Professor. „fünfhundertdreißig.“

Der Fremde starrte den Professor an, als wenn er ihn für übergeschnappt hielt, murmelte sarkastisch: „fünfhundertdreißig,“ verbeugte sich kurz und schritt weiter.

Professor Simson sah des Mannes Mißverständnis oder glaubte doch, es zu sehen, und während er einen weiteren Schritt voran machte, rief er ihm nach:

„Nein, mein Herr, nur vier — fünfhundertvierundsechzig.“

„Der arme Mensch,“ dachte der Frager, als er von dannen schritt, „er ist zweifelsohne verrückt geworden.“